

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 7

Artikel: Das dreifache Geschick
Autor: Hamthorne, Nathaniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 27.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

7. Bad Gurnigel, nebst einem Anhang, enth. die Phanerogamen-Flora der Umgebung von Gurnigel. Brugg 1868.
8. Interlaken im Berner Oberland, namentlich als Klimat. und Mollenkurort. Bern 1869.
9. Geschichtliche Notizen über die Verbreitung des englischen Schweißes in der Schweiz im J. 1529.
10. Mit Chr. G. Brügger: Die Thermen von Vormio. Zürich 1869.
11. Mit C. A. Reiser-Muos: Das neue Kur- und Pensionshaus Schönfels auf dem Zugerberg. Zürich 1869.
12. Mit Jos. Wiel: Bonndorf und Steinmühle, zwei klimatische Kurstationen im Schwarzwald. Von naturwissenschaftl.-medizinischen Schriften etc. erwähnen wir noch, soweit sie nicht oben genannt sind:
13. Mitteilungen über die Verbreitung des Cretinismus in der Schweiz. 1846.
14. Die Blüten des Rossbäumchens, die Rinde der Musfenna und einige andere abessinische Mittel gegen den Bandwurm. 1851.
15. Die Bergkrankheit oder der Einfluß des Ersteigens großer Höhen auf den thier. Organismus.
16. Die phys. Verhältnisse der tropischen Länder des Cordillereusystems in ihren Beziehungen zum Vorkommen der Krankheiten. Sep.-Abz. a. d. Zeitschrift für Hygiene. Lüb. 1859.

Das ist eine ansehnliche literarische Leistung. Bemerkenswert ist dabei das Vorwiegen des historischen Interesses, eine typische Eigentüm-

lichkeit der schriftstellerisch tätigen Glieder der Hirschen-Meher-Familie. Vergl. über Meher-Ahrens Korresp.-Blatt f. Schweizer Ärzte 1873, 121, ferner Jahresbericht der naturforsch. Gesellschaft Graubündens 17. 20.

D G VI 62 Johannes 1822, Sekretär der Aktiengesellschaft Leu u. Co., verheiratet 1853 mit M. Cath. Bertha Maf.

Es wären nun eigentlich hier noch einige statistische Zusammenstellungen am Platze über die Wohnorte der Familien, über die in der Familie vertretenen Berufe, Kinderzahl der Familien, über die Heimat der angeheirateten Ehefrauen*), über die Lebensdauer der Familienglieder und die Entwicklung der Generationen usw. Wir müssen aber darauf verzichten und schließen unsere Ausführungen mit den Worten Ludwig Finckh's:

Woher du kommst,
Wohin du gehst,
Was nißt's, wenn du
Nicht um dich spähst!

*) Vgl. meine Ahnentafel Conrad Ferdinand Meyers, welche auch die Voretern der Frauen berücksichtigt.

Der Ostermorgen.

Der Ostermorgen lächelt,
ein Bräutigam, in die Welt;
er steigt von Duff gefächelt
aus seinem blauen Zelt.

Und rings herum das Schweigen;
der Wald, er steht so still,
kein Blümchen sich verneigen,
kein Lüubchen rauschen will.

Im fernen Kirchlein singet
die fromme Christenschar;
hier von den Steinen klinget
ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
das Singen quöll hervor,
als wenn die Felsen riefen:
„Er lebt, er lebt!“ im Chor.

Er lebt, er lebt! — da lauschen
die Blümlein, beugen sich,
da blücket sich mit Rauschen
der Wald so feierlich.

Und mächtiger klingl's und wieder:
„Er lebt, er lebt!“ vom Stein;
mir rinnt ein Schauer nieder
am innersten Gebein.

Und denk' — und muß mich beugen —,
was dort geschrieben ist:
„Die Steine werden zeugen,
wenn mich der Mensch vergißt.“

Otto Ludwig.

Das dreifache Geschick.

Eine Märchenerzählung von Nathaniel Hawthorne.

Ich habe mir manchmal eine Folge von Ereignissen ausgedacht, in denen sich Geist und Erzählungsart des Märchens und Gestalten und Gebräuche des Alltags durchdringen, und so eine eigentümliche und nicht unangenehme

Wirkung, wenigstens auf mich selbst, erzielt. In der folgenden kleinen Geschichte überspielt ein leichter Schimmer von Fremdem und Wunderbarem eine Zeichnung von Figuren und Landschaft Neuenglands, doch hoffentlich ohne die ein-

fach-natürlichen Umrisse zu verwischen. Man nehme sie nicht so sehr als Erzählung von Begebenheiten, die den Anspruch auf Wahrheit erheben, denn als Allegorie, der die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts die Form einer orientalischen Legende gegeben hätten, der ich aber mehr Wärme und Leben einzuhauchen versuchte, als jenen phantastischen Erzeugnissen zu verleihen möglich ist.

Am einem Sommerabend, in der Dämmerung, kam ein hochgewachsener, dunkler Mann, dem lange und weite Reisen ein fremdländisches Aussehen gegeben, in ein Dorf, nicht im Märchenland, sondern in unserer eigenen Heimat. Der Stock, auf den der Wanderer sich stützte, war im indischen Dschungel gewachsen und hatte ihn von dort herbegleitet; der Hut, der seine düstere Miene beschattete, hatte ihn vor der spanischen Sonne geschützt; doch seine Wange war tief gebräunt vom Glutwind arabischer Küste und hatte den Frosthauch arktischer Gegend gekannt. Lang bei wilden, gefährlichen Menschen daheim, trug er noch unterm Wams den Dolch, den er einmal einem türkischen Banditen in die Kehle gestoßen. Unter jedem fremden Himmelsstrich hatte er eine seiner heimatlichen Eigentümlichkeiten abgelegt, von vielleicht jedem Volk hatte er unbewußt einen neuen Zug angenommen; so war es kein Wunder, daß der Weltreisende, seine Heimat neu betretend, unerkannt, wenn auch bei allen Staunen und Neugierde erregend, die Dorfstraße entlang ging. Doch als sein Arm zufällig den einer jungen Frau streifte, die zu einer Bibelstunde ging, da stutzte sie und stieß beinahe einen Schrei aus.

„Ralph Cranfield“ — sie sprach den Namen nur halb aus.

„Ist das meine alte Spielgefährtin, Faith Egerton?“ dachte der Wanderer, der sich nach ihr umsah, doch nicht stehen blieb.

Ralph Cranfield hatte sich seit seiner Jugend zu großen Geschicken ausersehen gefühlt. Er war erfüllt davon — war ihm das nun durch Zauberei oder prophetische Träume offenbart oder hatte seine brütende Schwärmerei ihm ihre eigenen Wünsche als Orakelsprüche verkündigt, gleichviel — er war erfüllt davon, es war sein erster Glaubensartikel, daß drei wunderbare Ereignisse seines Lebens durch drei Zeichen bestätigt werden sollten.

Die erste dieser drei Schicksalswendungen — vielleicht die, die seine jugendliche Phantasie

sich am liebsten ausgemalt hatte — war die Begegnung mit dem Mädchen, das, allein von allen Mädchen dieser Erde, ihn durch ihre Liebe glücklich machen könnte. Er würde die Welt durchstreifen, bis er eine schöne Frau fände, mit einem Schmuck in Form eines Herzens auf der Brust; war es Perle, Rubin, Smaragd oder Karfunkel, wechselnder Opal oder gar unschätzbare Diamant, das war Ralph Cranfield gleich, wenn es nur ein Herz von einer bestimmten Form wäre. Bei der Begegnung mit der holden Unbekannten müßte er diese Worte sprechen: „Mädchen, ich bringe Dir mein schweres Herz. Darf es an Deinem ruhen?“ Und wäre sie seine vorbestimmte Braut, wären ihre verwandten Seelen bestimmt, hienieden einen Bund zu schließen, den alle Ewigkeit nur enger knüpfen könnte — sie würde, den Finger auf dem herzförmigen Schmuck, erwidern: „Dieses Zeichen, das ich so lang getragen, bedeutet Dir: Du darfst!“

Dann hegte Ralph Cranfield den festen Glauben, daß irgendwo ein gewaltiger Schatz verborgen sei, dessen Stätte keinem als ihm offenbart würde. Wenn sein Fuß den geheimnisvollen Ort beträte, würde eine Hand vor ihm erscheinen, abwärts weisend — ob aus Marmor oder riesengroß in den Gang eines Felsenabgrundes gehauen oder flammend in leerer Luft, das vermochte er nicht zu sagen; nur, daß er eine Hand gewahren würde, deren Zeigefinger nach unten deutet und darunter das lateinische Wort: EFFODE, „Grabe!“ Und grübe er dort, er wäre gewiß, daß Gold, gemünzt oder in Barren, Edelsteine oder woraus sonst der Schatz bestünde, seine Mühe lohnten.

Das dritte und letzte der wunderbaren Ereignisse im Leben dieses zu Hohem ausersehenen Mannes sollte sein, daß er Gewalt und Macht erlangte und über seine Mitbrüder herrschte. Wie? als König, als Gründer und Vererber eines Throns, als siegreicher Führer eines um Freiheit ringenden Volkes, als Sendbote eines gereinigten, neu erstandenen Glaubens — die Zukunft mochte es zeigen.

Als Überbringer dieses Zeichens, an dem Ralph Cranfield den Ruf erkennen sollte, würden drei ehrwürdige Männer ihn zu sprechen verlangen. Ihr Oberster, eine würdevolle und majestätische Persönlichkeit, wohl mit dem wallenden Gewand eines antiken Weisen angetan, würde ein Zepter oder einen Propheten- oder Kommandostab tragen. Mit diesem Zepter,

Insignium oder Stab würde der ehrwürdige Weise eine bestimmte Figur in der Luft beschreiben und dann seine von Gott befohlene Botschaft verkünden, die, wenn nur befolgt, zu glorreichen Ergebnissen führen müßte.

Dieses stolze Geschick vor sich, in der Blüte seiner träumereien Jugend, war Ralph Cranfield ausgezogen, das Mädchen, den Schatz und den ehrwürdigen Weisen mit seiner Gabe der Herrschaft über Viele zu suchen. Hatte er sie gefunden? Ach, nicht mit der Miene eines Triumphators, der Höheres errungen als all seine Gefährten, eher bedrückt wie einer, der mit besonderem, ständigem Mißgeschick ringt, ging er nun heim zum Haus seiner Mutter. Er war zurückgekehrt, um, wenn auch nur für kurz den Pilgerstab hinzulegen, vertrauend, daß sein müdes Mannesalter an eben der Stelle, an der sein dreifaches Geschick ihm vorherkündigt worden war, ein wenig jugendliche Spannkraft zurückgewinnen werde. Im Ort hatte sich nur wenig verändert; denn es war keiner jener aufstrebenden Plätze, wo ein gewinnreiches Jahr mehr einbringt als ein Jahrhundert voll Verlusten zerstörte, sondern eine altmodische kleine Stadt, voll von alten Jungfern, alten Bäumen, moosbewachsenen Behausungen. Nur wenig schien hier anders geworden. Die herabhängenden Ulmen breiteten sich wohl majestätischer aus; die wettergeschwärzten Häuser waren mit dichterem Behang grünenden Mooses geschmückt; und gewiß gab es ein paar Grabsteine mehr auf dem Friedhof, mit Namen darauf, die vormals in der Dorfstraße erklangen. Aber alles Unheil, das zehn Jahre gewirkt hatten, zusammengerechnet, schien es doch kaum anders, als hätte Ralph Cranfield, diesen Morgen ausgegangen, den Traum eines Tages bis zur Dämmerung geträumt und wäre dann zurückgekehrt. Aber sein Herz verschloß sich, weil der Ort sich seiner nicht so erinnerte, wie er des Ortes.

„Hier innen ist's anders geworden!“ seufzte er und schlug an seine Brust. „Wer ist dieser Mann, nachdenklich, sorgenvoll, müde vom Wandern durch die Welt und schwer von enttäuschter Hoffnung? Der Jüngling kehrt nicht wieder, der so fröhlich auszog!“

Und jetzt stand Ralph Cranfield an seiner Mutter Tür, vor dem kleinen Haus, in dem die alte Frau während der langen Abwesenheit ihres Sohnes mit geringen, doch genügenden Mitteln ihr bequemes Auskommen gefunden.

Er betrat den Garten und spielte, an einen hohen alten Baum gelehnt, mit seiner eigenen Ungeduld, wie es Menschen manchmal tun in jenen Pausen, da Augenblicke Jahre in sich fassen. Er betrachtete das Haus genau — die Fenster, vom Widerschein des Himmels erhellt, die Tür, mit einem halben Mühlstein als Schwelle, das kaum ausgetretene Weglein, das sich von da zum Gartentor zog. Er schloß aufs neue Freundschaft mit dem Freunde seiner Kindheit, dem alten Baum, an dem er lehnte; und wie sein Blick den Stamm abwärts glitt, gewahrte er etwas und mußte wehmütig lächeln. Es war eine Inschrift, noch halb erkennbar — das lateinische Wort EFFODE; er erinnerte sich, sie in die Rinde geschnitten zu haben (es hatte ihn einen ganzen Tag gekostet), zur Zeit, da er zuerst über sein Schicksal zu grübeln begann. Es war wohl ein sonderbarer Zufall, daß die Rinde, gerade oberhalb der Inschrift, einen Auswuchs gebildet hatte, nicht unähnlich einer Hand, mit dem Zeigefinger schräg auf das Schicksalswort hindeutend. Im Dämmerlicht wenigstens schien es so.

„Ein Leichtgläubiger“, sagte Ralph Cranfield achtlos zu sich selbst, „könnte jetzt meinen, der Schatz, den ich rund um die Welt gesucht habe, läge am Ende gerade vor Mutters Tür vergraben. Das wäre in der Tat ein Scherz!“

Er dachte nicht weiter darüber nach; denn jetzt öffnete sich die Türe und eine ältere Frau erschien auf der Schwelle und spähte ins Zwielicht, zu sehen, wer, auf ihren Grund und Boden eingedrungen, im Schatten ihres Baumes stand. Es war Ralph Cranfields Mutter. Wir sagen nichts von beider Begrüßung und überlassen sie ihrer Freude, ihn der Ruhe — wenn er wirklich Ruhe fand.

Aber als der Morgen anbrach, stand er mit friedloser Miene auf; denn Schlaf wie schlaflose Stunden waren voll von Träumen gewesen. Alle Begier, die ihn einst getrieben, das dreifache Geheimnis seines Schicksals zu enträtseln, war neu entflammt. Die Schar seiner frühen Gesichte schien ihn unter seiner Mutter Dach erwartet zu haben und drängte sich ungestüm um ihn, seine Heimkehr zu begrüßen. In der Kammer — er kannte sie noch so gut —, auf dem Kissen, auf dem er als Kind geruht, hatte er eine wildere Nacht verbracht als je unterm Wüstenzelt oder da er im unheimlichen Schatten eines verwunschenen Waldes geruht. Eine schattenhafte Mädchengestalt kam an sein Lager

geschlichen und legte den Finger auf das funkelnde Herz; eine flammende Hand glühte durch das Dunkel und deutete hinab auf ein Geheimnis im Schoß der Erde; ein weiser Mann mit weißen Haaren schwang einen Prophetenstab und rief den Träumenden zum Thronsiß. Die gleichen Phantome schwebten, obschon im Licht des Tages erblaßt, noch um das kleine Haus und mengten sich in den Schwarm vertrauter Gesichter, die die Kunde von Ralph Cranfields Rückkehr hergeführt hatte und die ihn um seiner Mutter willen willkommen hießen. Da fanden sie ihn, einen hochgewachsenen, dunkeln, stattlichen Mann, von ausländischem Aussehen, höflichem Betragen, sanfter Rede, doch mit abweisendem Blick, der zuweilen ins Unsichtbare zu schauen schien.

Unterdessen lief die Witwe Cranfield geschäftig im Haus umher, glücklich, wieder jemanden zu haben, den sie liebhaben und pflegen, für den sie sich plagen und ärgern konnte mit den kleinen Sorgen des Alltags. Es war fast Mittag, als sie unter der Tür Ausschau hielt und drei Persönlichkeiten von Bedeutung die Straße entlang kommen sah, durch heißen Sonnenschein und breiten Almenshatten. Schließlich standen sie vor ihrer Türe und taten sie auf.

„Ralph!“ rief sie mit mütterlichem Stolz, „hier kommen Richter Hawkwood und die beiden anderen Stadtvorsteher, sie wollen Dich sprechen! Jetzt erzähl' ihnen eine richtige, lange Geschichte, was Du in fremden Ländern erlebt hast!“

Der vornehmste der drei Besucher, Richter Hawkwood, war ein sehr feierlicher, aber trefflicher alter Herr, Führer und Hauptperson in allen Angelegenheiten der Gemeinde und allgemein als einer der weisesten Menschen auf Erden anerkannt. Er hatte, nach einer schon damals fast veralteten Mode, einen Dreispitz auf und trug einen Rohrstoß mit Silberknauf, anscheinend mehr um ihn in der Luft zu schwingen als um der Fortbewegung seiner Beine nachzuhelfen. Seine beiden Begleiter waren ältere, angesehene Freisassen, die sich eine vorrevolutionäre Ehrfurcht vor Rang und ererbtem Wohlstand bewahrt hatten und ein wenig hinter dem Richter zurückblieben. Als sie durch den Garten näherkamen, saß Ralph Cranfield in einem eichenen Lehnstuhl. Er starrte die drei Besucher halbabweisend an; ihm verflochten sich

ihre Gestalten in das wirre Märchen, das seine innere Welt durchdrang.

„Hier“, dachte er und lächelte über die wunderliche Idee, „hier kommen drei ältere Männer, und der erste der drei ist ein ehrwürdiger Weiser mit einem Stab. Wie, wenn diese Gesandten mir meine Schicksalskunde brächten!“

Während Richter Hawkwood und seine Amtsgenossen eintraten, erhob sich Ralph von seinem Sitz und kam ihnen ein paar Schritte entgegen, sie zu empfangen; und seine stattliche Gestalt und dunkles Antlitz waren, als er sich höflich vor seinen Gästen verneigte, von natürlicher Würde und ein hübsches Gegenbild zur geschäftigen Wichtigkeit des Richters. Der alte Herr schwang, gemäß seiner unabänderlichen Gewohnheit, den Stoß in abgemessener Art durch die Luft, zog dann den Dreispitz, um sich die Stirne zu trocknen, und ging schließlich dazu über, sein Begehrt bekannt zu geben.

„Auf meinen Amtsgenossen und auf mir“, hob der Richter an, „lasten schwere Pflichten, da wir gemeinsam diesem Orte vorstehen. Unsere Überlegung war seit vollen drei Tagen eifrig auf die Wahl einer geeigneten Persönlichkeit gerichtet, die ein höchst wichtiges Amt bekleiden und eine Verantwortlichkeit und Herrschaft übernehmen soll, welche, richtig gesehen, nicht geringer sind als die von Königen und Regenten. Und da nun Ihr, unser Landsmann und Mitbürger, von gesund natürlichem Verstand seid und Euch auf weiten Reisen ausgebildet und manche Schrullen und Hirngespinnste Eurer Jugend gewiß längst abgelegt habt — wenn wir also all das, sage ich, gebührend in Erwägung ziehen, so sind wir der Meinung, daß die Vorsehung Euch gerade jetzt zu unserem Zwecke hergeführt hat.“

Während dieser feierlichen Ansprache blickte Cranfield unverwandt auf den Redner, als sähe er etwas Geheimnisvolles und Übernatürliches an der kleinen, wichtig-würdigen Gestalt, als trüge der Richter die wallenden Gewande eines antiken Weisen, statt eines Galerochs, einer Weste mit breiten Umschlägen, Samthose und Seidenstrümpfen. Und zum Staunen hatte er wohl guten Grund, denn, wunderbar genug, als der Richter seinen Stoß schwang, hatte er in der Luft genau das Zeichen beschrieben, das die Botschaft des prophetischen Weisen bestätigen sollte, den Cranfield rund um die Welt gesucht hatte.

„Und welches“, fragte Ralph Cranfield, und

seine Stimme zitterte, „welches wäre dieses Amt, das mich Königen und Regenten gleichstellen soll?“

„Kein geringeres als das des Lehrers an der Schule unseres Orts“, antwortete Richter Hamkwood. „Die Stelle ist jetzt frei, da der ehrenwerte Meister Whitaker, der sie fünfzig Jahre inne gehabt, gestorben ist.“

„Ich will Euer Anerbieten überdenken,“ erwiderte Ralph Cranfield hastig, „und Euch meinen Entschluß vor Ablauf von drei Tagen mitteilen.“

Nach einigen weiteren Worten verabschiedete sich die Stadtoberigkeit mit den Begleitern. Für Ralphs inneres Auge aber war ihre Erscheinung noch gegenwärtig und bekam mehr und mehr die undeutliche Erhabenheit der Gestalten, die ihm zuerst im Traum erschienen waren und sich ihm dann auch im Wachen gezeigt hatten, vertraut werdend unter gewohnten Dingen. Er dachte nach über die Züge des Richters, bis sie mit denen des traumhaften Weisen in eins verschmolzen und der eine nur der Schatten des anderen zu sein schien. Das gleiche Gesicht meinte er nun, hatte von der Cheopsphramide auf ihn geblickt; die gleiche Gestalt ihm in den Säulengängen der Alhambra gewinkt; die gleiche Gestalt sich wie durch einen Schleier im aufsteigenden Dampf des großen Geysers offenbart. Mit jedem neuen Versuch, sich zu erinnern, entdeckte er an diesem würdevollen, geschäftigen, sich selbst wichtig nehmenden, kleinen Großen der Stadt neue Züge des traumhaften Schicksalsboten. Unter solchen Träumereien, die tausend Fragen der Mutter nach seinen Fahrten und Abenteuern kaum hörend und nur unbestimmt beantwortend, saß Ralph Cranfield den ganzen Tag im Haus. Bei Sonnenuntergang raffte er sich auf, einen Rundgang zu machen, und als er an der alten Ulme vorbeiging, fiel ihm wieder die Form einer Hand auf, die abwärts zeigte auf die halbverwachsene Inschrift.

Als Cranfield die Straße hinab ging, warfen die tiefen Sonnenstrahlen seinen Schatten weit voraus; und er dachte, daß so, wie sein Schatten zwischen fernen Gegenständen wandelte, während seines ganzen Lebens ein leises Vorgefühl ihm voraus gewandelt war. Jedes Ding, darüberhin sein langer Schatten geglitten, stellte sich, wenn er näher kam, als eine der vertrauten Erinnerungen aus seiner Kindheit und Jugend dar. Er kannte

noch jede Biegung des kleinen Wegs. Selbst die vergänglicheren Kennzeichen der Landschaft waren dieselben wie in vergangenen Tagen. Eine Herde Rühe weidete im Gras am Rand des Wegs, und ihr frischer Geruch erquickte ihn. „Er ist reiner“, dachte er, „als der Duft, der von den Gewürzinseln zu unserem Schiff herüberwehte.“ Der runde kleine Körper eines Kindes purzelte von einer Schwelle herunter und lag lachend fast unter Cranfields Füßen. Der dunkle, stattliche Mann bückte sich, hob das Kind auf und legte es in die Arme der Mutter. „Die Kinder,“ sagte er zu sich selbst, und seufzte und lächelte, „sie werden mir anvertraut!“ Und während ein Strom liebevollen Gefühls sich wie ein Quell in sein Herz ergoß, kam er zu einem Haus — er konnte sich's nicht versagen, einzutreten. Eine klare Stimme — sie schien aus einem tiefen und liebevollen Gemüt zu kommen — sang drinnen ein kleines wehmütiges Lied.

Er bückte sich und schritt durch die niedere Türe. Sein Schritt ertönte auf der Schwelle, da kam eine junge Frau aus dem halbdunklen Hausinnern näher, zuerst schnell, dann mit zögernden Schritten, bis sie einander gegenüberstanden. Es war ein eigentümlicher Gegensatz zwischen beiden Gestalten; er dunkel und fremdartig — einer, der mit der Welt gerungen, den alle Sonnen beschienen, alle Winde auf wechselnde Bahn getrieben hatten; sie zierlich, anmutig, still — still noch in ihrer Erregung —, als hätte der ruhige Gang ihres Lebens alle heftigen Gefühle gemildert. Und doch trugen ihre Gesichter, bei aller Verschiedenheit, einen Ausdruck, der nicht so ganz unähnlich schien — die Flamme verwandten Fühlens schoß neu empor aus halbverglühter Asche.

„Willkommen in der Heimat!“ sagte Faith Egerton.

Aber Cranfield antwortete nicht sofort; denn sein Blick fiel auf einen Schmuck in der Form eines Herzens, den Faith auf der Brust trug. Der Stein war einfacher weißer Quarz; und er erinnerte sich, es selbst aus einer jener Pfeilspitzen, wie man sie häufig in den früheren Schlupfwinkeln der Indianer findet, geschnitten zu haben. Es war genau nach jenem Herzen gezeichnet, welches das Mädchen seines Traumes trug. Als Cranfield fortging auf seine unbestimmte Suche, hatte er diesen Schmuck, in Gold gefaßt, Faith Egerton als Abschiedsgeschenk gegeben.

„So hast Du das Herz aufbewahrt, Faith!“
sagte er endlich.

„Ja“, sagte sie und wurde tiefrot; dann,
heiterer: „Und was sonst hast Du mir von
überm Meer gebracht?“

„Faith!“ erwiderte Ralph Cranfield; er
sprach, unwiderstehlich getrieben, die Schicksals-
worte aus: „Ich habe Dir nichts gebracht als
ein schweres Herz. Darf es an Deinem ruhen?“

„Dieses Zeichen, das ich so lang getragen,“
sagte Faith und legte den zitternden Finger auf
das Herz, „bedeutet Dir: Du darfst!“

„Faith, Faith!“ rief Cranfield und schloß
sie in die Arme, „Du deutest mir meinen schwär-
merischen, müden Traum!“

So war der wunderliche Träumer endlich

wach. Den geheimnisvollen Schatz zu finden,
sollte er die Erde um seiner Mutter Haus be-
stellen und ihre Früchte ernten! Statt als Feld-
herr zu gebieten, als König oder Priester zu
herrschen, sollte er die Kinder des Ortes regie-
ren! Nun war ihm auch das Bild der Traum-
jungfrau verblaßt, und an ihrer Stelle sah er
die Spiegelgefährtin seiner Kindheit! Wollten
nur alle, die so unbegrenzte Wünsche hegen, um
sich blicken, wie viele von ihnen fänden ihren
Pflichtenkreis, ihr Wohlergehen und Glück in
dem Bereich und an eben dem Ort, den die Vor-
scheidung ihnen zugewiesen. Glückselig, wer das
Rätsel löst, ohne müde die Welt zu durchwan-
dern, ohne sein Leben nutzlos zu verschwenden!

überfetzt von Herbert Steiner.

Morgenträume.

Dem Frühling kann es gar nicht schaden,
wenn er heut unbefungen bleibt;
in freier Luft die Seele baden
ist mehr, als wenn man Verse schreibt.

Ade nun, meine stille Klausel!
Wenn mich die Muse suchen sollt',
so sag' ihr, ich sei nicht zu Hause,
weil ich einmal spazieren wollt'.

Ganz frühe schleiche ich mich leise
davon, gelockt vom Vogelschall;
und fragt man mich: „Wohin die Reise?“
Weiß nicht! der Mai ist überall.

Und sollte ich den Platz entdecken,
den ich wohl nie auf Erden traf,
da will ich mich ins Grüne strecken
und blinzeln nur, halb wie im Schlaf.

Ich weiß auch nicht, wie lang' ich säume,
Verschwendung treib' ich mit der Zeit
und spinne meine bunten Träume
hinüber in die Ewigkeit.

So frei von irdischer Beschwerde,
dem Höchsten nah in stillem Glück, —
ich weiß nicht, wie ich finden werde
in meine kleine Welt zurück.

Das ist für Seele und für Sinne
ein auserwählter Gnadentag . . .
Und plötzlich ward ich lachend inne,
daß ich noch in den Federn lag!

M. Schubert, Feldmeilen.

Der Abschied.

Skizze von Maria Ulrich.

Jeden Morgen kam sie über den Perron
zum Frühzug. Im Winter noch in dem tiefen
Dunkel langer Winternächte, die schlanke Ge-
stalt verhüllt von wildem Schneegeästöber, die
kleine, unbehandschuhete Hand krampfhaft am
Schirmgriff. In der Hast entquoll ihr manch-
mal ein atemloser, beängstigender Husten.

Lokomotivführer Virgil Andree, der ge-
wöhnlich für den Frühzug verpflichtet war, be-
merkte sie voll Mitleid. So ein armes, krankes
Kind, so schutzbedürftig und dem harten Kampf

ums tägliche Brot preisgegeben. Einmal, man
hatte die blaue Dämmerung der Vorfrühlings-
morgen mit der frischen, köstlichen Luft und
dem Lied der Amsel, kam sie sehr früh und
Andree begegnete ihr. Sie war eine kleine
Brünnette mit reichem, lockigen Haar und tiefen,
grauen Augen, daß man darob die dürftige
Konfektion nicht beachtete.

Andree grüßte. Das Mädchen dankte ver-
wundert. Von dieser Begegnung an grüßten
sie sich in schweigendem Verstehen. Auch er